

ISABELLE PROCHASKA-MEYER

Ahnengeister und heilige Stätten Werkstattbericht I

Teilnehmende Beobachtung bei spirituellen Heilerinnen in Okinawa¹

Die Methode der Feldforschung ermöglicht Einblicke in unterschiedliche Settings, um Näheres über eine bestimmte Personengruppe zu erfahren. Ob bei spirituellen Konsultationen von Geistheilerinnen, Gebetsritualen für das Wohl von Verstorbenen oder Gymnastikkursen von Senior*innen – die Position als forschende Wissenschaftlerin öffnete mir Türen zu Bereichen, die ich sonst nie in dieser Form kennengelernt hätte.

Dabei ist der Einstieg in das Feld von großer Wichtigkeit. Die eigene Person, das Interesse und das Forschungsprojekt sollen so transparent wie möglich dargelegt werden, ebenso die Motivation dahinter oder die Relevanz, die man von der Studie erwartet. Für den Kontakt mit Informant*innen ist die Funktion eines in der Literatur oft erwähnten *gatekeepers* von Bedeutung (→ 用語 S. 122). Diese Person pflegt ein wertschätzendes Verhältnis zu den Informant*innen, wodurch man selbst auch einen Vertrauensvorschuss gewinnt. Bei meiner Forschung zu Geistheilerinnen in Okinawa waren diese Schlüsselpersonen ein Universitätsprofessor, eine Studentin, die zu einem ähnlichen Thema forschte, und eine Studienkollegin, deren Tante eine Geistheilerin war. Hilfreich dabei war es, dass ich bei jeder möglichen Gelegenheit mein Forschungsthema ansprach und so in unterschiedlichen Kontexten potentielle Informant*innen kennenlernen konnte. Informelle Gespräche, d. h. Gespräche im Alltagsumfeld, die nicht als Interviews bezeichnet werden können, sind auch wichtige Informationsquellen. Der Wiener Soziologe Roland Girtler motiviert zur Muße für „ero-epische Gespräche“ (aus dem Griechischen *erotema* für „Frage“ und *epos* für „Erzählung“). Damit meint er – in Anlehnung an

¹ Die hier verschriftlichen Erfahrungen habe ich während der Forschung zu meinem Dissertationsprojekt gemacht. Eine überarbeitete Fassung der Dissertation erschien als Monographie unter dem Titel *Kaminchu: Spirituelle Heilerinnen in Okinawa* (2013).

Homers Odyssee – Gespräche, die durch kluges Erzählen und Fragen geprägt sind, wobei es keine eindeutige Unterscheidung gibt zwischen Erzähler*in und Zuhörer*in, sondern beide Seiten angeregt werden sollen (2001:147–154).

— *gatekeeper* —

用語

Was im Englischen wörtlich mit „Torwarter*in“ ausgedrückt wird, ist im Deutschen mit einer ähnlichen Analogie als „Schlüsselperson“ bekannt. Man versteht darunter eine Person, die Zugang zu potentiellen Informant*innen hat und somit Türen zu diesen Bereichen öffnet. *Gatekeeper* haben eine vermittelnde Funktion, zum einen in der Kommunikation, wenn sie die Kontaktpersonen vorab informieren, aber zum anderen auch, weil sie etwaiges Misstrauen gegenüber fremden Forscher*innen abbauen können. Sie selbst sind auch eine wertvolle erste Informationsquelle, um sich einen Überblick und eine erste Annäherung zur untersuchten Personengruppe zu verschaffen. Je nachdem, welche Personengruppe im Fokus der Forschung steht (eine bestimmte Altersgruppe oder ein gewisser Beruf etc.) gibt es auch eine Unterscheidung, wer sich als *gatekeeper* eignet, seien es ‚offizielle‘ Schlüsselpersonen (wie beispielsweise der Bürgermeister oder eine Leiterin einer Interessensgruppe) oder ‚inoffizielle‘ (wie etwa ein Insider, beispielsweise die Besitzerin eines Geschäftes, das Ritualutensilien verkauft).

Weiter erachte ich es persönlich für wichtig, dass man Sympathie zur erforschten Personengruppe empfindet (wobei Sympathie nicht mit Identifikation mit der zu untersuchenden Gruppe gleichgesetzt werden sollte). Die Forschung sollte von Neugier, Aufmerksamkeit und Empathie angetrieben sein. Letztlich ist das Forschungsergebnis ein Beitrag dazu, die Gedanken- und Handlungswelt der erforschten Person(engruppe) einer breiteren Öffentlichkeit vorzustellen. Der schottische Anthropologe I. M. Lewis geht sogar so weit, die Position des Forschers/der Forscherin mit der eines Schamanen/einer Schamanin zu vergleichen. Forscher*innen erfahren eine „anthropologische Berufung“, die sie zur Initiation – zur Feldforschung, dem Eintreten in die zu untersuchende Welt – führt. Gleichsam wie Schaman*innen zwischen dem Diesseits und dem Jenseits vermitteln, sind die Anthropolog*innen in einer Art auch Übersetzer*innen zwischen der eigenen und der zu untersuchenden Gruppe, wenngleich natürlich die Beschreibung immer auch Selektion und Interpretation bedeutet (1996:6–8). Man könnte auch sagen, die Forscher*innen haben eine liminale Position: Sie sind weder Mitglieder der untersuchten Gruppe, noch völlige Außenstehende. Vor allem als ausländische*r Forscher*in hat man dadurch auch eine privilegierte Stellung, da man

vermeintlich naive oder auch provokative Fragen stellen kann, die sich eine Person aus demselben Kulturkreis vermutlich nicht zu stellen traute. Theodore C. Bestor nennt diese „Joker-Karte“, die man als Ausländer*in hat, „playing a little dumb“ (Bestor 2003:331).

In der teilnehmenden Beobachtung wird oft das sogenannte Nähe-Distanz-Problem thematisiert. Inwiefern sind die Forscher*innen teilnehmende Beobachter*innen oder beobachtende Teilnehmer*innen? Bis zu welchem Grad dürfen die Forscher*innen am Geschehen aktiv teilnehmen, ohne die Situation zu verzerren? Die teilnehmende Beobachtung will einerseits soziales Handeln verstehen, ist andererseits aber selbst ein Akt sozialen Handelns, wodurch die Präsenz der Forscher*innen auch die Situation in gewisser Art beeinflussen kann (Atteslander 2008:67). Dies wird beispielsweise sehr deutlich, wenn eine Kamera mit im Spiel ist, um das soziale Handeln zu dokumentieren.

In meiner Forschung mit spirituellen Heilerinnen habe ich meine Informantinnen bei Gebetsritualen für ihre Klient*innen begleitet oder war bei spirituellen Konsultationssitzungen anwesend. Bei einer Hauptinformantin war die Beobachtung für mich sehr leicht zugänglich: Bei ihren spirituellen Konsultationen (Okinawanisch *hanji*) sitzt ein*e Klient*in der Heilerin gegenüber vor dem großen Altar im *tatami*-belegten Wohnzimmer. Im selben Zimmer warten dicht gedrängt die anderen Klient*innen, die ebenfalls zu einer Konsultation gekommen sind, um einen großen niedrigen Tisch, trinken Tee und essen kleine Snacks, während sie entweder mit ihren Sitznachbar*innen tratschen oder dem aktuellen Konsultationsgespräch aufmerksam zuhören (und manchmal sogar den Inhalt kommentieren). Dabei fiel meine Präsenz nicht allzu stark auf, sind doch der Großteil der Besucher*innen einer Heilerin Frauen. Durch meinen halbjapanischen Hintergrund war ich nicht auf den ersten Blick als Ausländerin erkennbar und einige vermuteten wohl auch, dass mein Vater von den US-Militärbasen in Okinawa stammen müsse. Allerdings sind die meisten Frauen, die eine spirituelle Heilerin aufsuchen, mittleren bis hohen Alters, d. h. Personen, die für die Angelegenheiten ihrer eingetragenen oder gegründeten Familien Rat suchen. Einmal kommentierte meine Informantin meine Anwesenheit mit: „Die Alten gehen alle *gateball* spielen, und die jungen Leute kommen jetzt, um zu lernen.“ Dabei kann der Ausdruck „lernen“ doppelt verstanden werden: einerseits in meiner Rolle als Forscherin, dass ich über die Tätigkeiten meiner Infor-

mantin lerne. Andererseits beschreibt man auch den Akt, dass eine Klientin für eine spirituelle Konsultation eine Heilerin aufsucht, als „lernen“ (*narai ni iku*). Meine Anwesenheit als (relativ) junge, ausländische Forscherin konnte deshalb auch die Position meiner Informantin aufwerten, indem sie signalisierte, dass selbst Personen aus Europa zu ihr kommen, um zu „lernen“. Als ich nicht, wie die anderen Wartenden meinen Platz immer näher zur Heilerin rückte, nachdem die vorherige Klientin fertig war, sondern auf meinem Sitzplatz blieb, wurde allmählich klar, dass ich nicht wegen einer Konsultation anwesend war, sondern um das Geschehen zu beobachten. Manchmal war diese Tätigkeit auch sehr offensichtlich, da ich meine Beobachtungen gleichzeitig in meinem Notizheft festhielt. Doch versuchte ich, so gut es ging, meine forschende Rolle bedeckt zu halten, und unterhielt mich auch teilweise mit den anderen wartenden Frauen. Wichtig war es auch, nach der teilnehmenden Beobachtung – am besten noch am selben Abend – die Forschungsnotizen zu überarbeiten, bzw. zu präzisieren. Im Allgemeinen ist die Angewohnheit, ein Forschungsjournal regelmäßig zu führen (→ **Ethnographie und Teilnehmende Beobachtung**), eine sehr kostbare, lohnenswerte Arbeit, die viele Erkenntnisse bringt – sei es, dass man Zweifel und Gedanken festhält, aufkommende Fragen erstmals formuliert oder andere Gefühle und Erlebnisse (in meinem Fall oft auch skizzenhafte Darstellungen von Sitzkonstellationen bei den Konsultationstreffen oder einfache Zeichnungen von Ritualgegenständen) dokumentiert.

Neben den Konsultationen mit Klient*innen machen Gebetsrituale einen großen Teil der Aktivitäten von spirituellen Heilerinnen aus. Dabei werden an mehreren Orten, die für die Ahn*innen der Klient*innen von Bedeutung waren, wie etwa ehemalige Brunnen oder heilige Stätten (*utaki*), Opfergaben und Gebete dargebracht. Bei diesen Ereignissen war meine Anwesenheit als Forscherin auch die einer aktiven Teilnehmerin, da auch ich mich bei den Gebeten hinkniete und meine Hände zusammenfaltete, wenngleich im Hintergrund. Manchmal war ich auch in die Vorbereitung der Gebetsrituale involviert und half das Ritualgeld vorzubereiten, Räucherstreifen abzuzählen und zu schlichten oder Ritualutensilien zu tragen. Dabei wurde jedoch von den Heilerinnen immer darauf geachtet, dass meine aktive Teilnahme keine zu aktive Beteiligung darstellte. Bei einem Betritual, bei dem mehrere Personen einer Verwandtschaftsgruppe für die Gesundheit im neuen

Jahr beteten, ergab es sich, dass ich auf dem Weg von einer Betstätte zur nächsten zufällig das Tablett mit den Opferspeisen trug. Die Ritualleiterin wies daraufhin eine jüngere Verwandte an, mir das Tablett abzunehmen. Stattdessen sollte ich andere, ‚unwichtigere‘ Utensilien tragen, wie etwa die dünnen Styropor-Sitzmatten.

Die Erfahrung der teilnehmenden Beobachtung fördert die Fähigkeit, sich in unterschiedliche Settings einzulassen und auch flexibel zu sein. Die aufmerksame und neugierige Haltung in der Beobachtung, die man sich in der Feldforschung aneignet, ermöglicht auch das bewusste Wahrnehmen im Moment und ein achtsames Erleben der Gegenwart. Diese Haltung bereichert meiner Meinung nach das Leben – auch abseits der Forschung.

Bibliographie

- Atteslander, Peter
2008 *Methoden der empirischen Sozialforschung*. Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Bestor, Theodore C.
2003 „Inquisitive observation: Following networks in urban fieldwork“, Theodore C. Bestor, Patricia G. Steinhoff und Victoria Lyon Bestor (Hg.): *Doing fieldwork in Japan*. Honolulu: University of Hawai'i Press, 315–334.
- Girtler, Roland
2001 *Methoden der Feldforschung*. Wien [u. a.]: Böhlau Verlag.
- Lewis, I. M.
1996 *Religion in context: Cults and charisma*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Prochaska-Meyer, Isabelle
2013 *Kaminchu: Spirituelle Heilerinnen in Okinawa*. Wien: Praesens Verlag.

